

DIE DEMOKRATISCHEN KANDIDATEN

Präsidentschaft oder Prinzipien

Während Hillary Clinton im Ruf steht, dem Geld zu folgen, orientiert sich Bernie Sanders vor allem an seinen Überzeugungen. Doch ob damit der Kampf ums Weiße Haus zu gewinnen ist?

Nach dem „Super Tuesday“ könnte es schwierig werden, Hillary Clinton noch zu stoppen. Schwierig, aber nicht unmöglich. Sanders jedenfalls denkt nicht ans Aufgeben, immerhin hat er bereits einige Staaten für sich gewonnen, darunter auch Vermont. Das gehört sich so, denn dort wohnt er und vertritt den Staat seit 25 Jahren im US-Senat.

In Vermont kennt man ihn, dort liebt man ihn. Dort fing auch seine politische Karriere an. Sanders wurde am 8. September 1941 in Brooklyn geboren und seine Wertvorstellungen wurden von seinem damaligen Umfeld ganz wesentlich geprägt. Brooklyn in den Vierzigern war ein Migrantenviertel, die Einwandererfamilien halfen sich gegenseitig, politisch stand man links, manchmal sogar sehr weit.

Als Student an der University of Chicago wurde Sanders Mitglied einer sozialistischen Vereinigung, der Young People's Socialist League (YPSL). Er war an politischen Protesten gegen die Benachteiligung der Afroamerikaner beteiligt und kämpfte an vorderster Front für die Ideale der Bürgerrechtsbewegung. Auch in einem israelischen Kibbutz war Sanders eine Weile aktiv.

Als es ihn jedoch ins ländliche Vermont verschlug, mäßigte er seine Weltanschauung, ohne dies offen zur Schau zu stellen. In der Hauptstadt Burlington trat er zur Bürgermeisterwahl an, und gewann diese auch, wenngleich auf wahnwitzige Art und Weise – denn die Wahlen im korrupten Burlington wurden normalerweise von der vorherrschenden Elite manipuliert. Sanders jedoch roch Lunte. Er ließ die Wahlzettel versiegeln und bewachen, bevor das politische Establishment sie in die Finger bekam.

Schon damals beschimpfte die Opposition Sanders als einen Kommunisten, doch er war ein effizienter Bürgermeister, der die Gunst



FOTO DISNEY / ABC TELEVISION GROUP / FLICKR

Zwischen den demokratischen Kandidaten ist der Kampf noch nicht entschieden: Hillary Clinton liegt nach den bisherigen Vorwahlen zwar vorn, doch könnte Bernie Sanders auch von Clintons E-Mail-Affäre noch profitieren.

der Bürger für sich zu gewinnen verstand. Er ließ die Straßen und Abwasserkanäle erneuern, brachte die Stadt auf Vordermann und verdiente sich so das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger.

Sanders kommt besonders bei weißen Wählern sehr gut an, bei Afroamerikanern und Latinos ist er bei weitem nicht so beliebt.

Vor allem aber war Sanders moderat. Seine sozialistische Vergangenheit hatte er weit hinter sich gelassen, er regierte von der linken Mitte aus. So hielt er es auch im US-Senat, in den er 1991 einzog. Obwohl er nicht offiziell zur Demokratischen Partei gehörte, war sein Wahlverhalten in wichtigen Fragen von dem der Demokraten nicht weiter zu unterscheiden. Doch was manche an Sanders zweifeln lässt, ist die Tatsache, dass er mit Ausnahme seines Bürgermeisteramts Anfang der Achtzigerjahre keinerlei exekutive Erfahrung hat.

Hillary Clinton hingegen pocht auf ihre langjährige Erfahrung, sie

sei, so sagt sie immerfort, gestählt und krisengehärtet. Sie kam am 26. Oktober 1947 als Hillary Rodham in Chicago zur Welt, ihr Vater war erfolgreicher Besitzer einer kleinen Textilfirma und so wuchs sie wohlbehütet im Mittelstand auf. Der Vater war erzkonservativ und sie eiferte ihm nach. Als Volontärin ging sie für Richard Nixon auf die Straße.

In ihrer Jugend legte Clinton ihren Konservatismus zunehmend ab. Sie studierte Jura und wurde Anwältin beim Children's Defense Fund, einer gemeinnützigen Vereinigung, die sich vorwiegend mit der Bekämpfung von Kinderarmut befasst. Durch ihre Ehe mit Bill Clinton wurde sie erst zur First Lady des US-Bundesstaats Arkansas, und später des ganzen Landes.

Von 2001 bis 2009 vertrat Hillary Clinton den Bundesstaat New York im US-Senat, dann trat sie erfolglos als Präsidentschaftskandidatin gegen Barack Obama an. In seiner ersten Amtszeit machte dieser sie zu seiner Außenministerin, was sie anfänglich nicht wollte, doch schließlich konnte er sie überreden – indem er ihr anbot, ihre Schulden vom Wahlkampf zu begleichen.

Zu Geld konnte Clinton noch nie Nein sagen, was auch Sanders großer Vorwurf gegen sie ist. Ihre

Wahlkampagne sei von Wall Street finanziert. Clinton haftet der subtilen aber steten Geruch der Korruption an. Sie bekam Hunderttausende von Dollar für kurze Reden, die sie vor reichen Wall-Street-Händlern hielt. Sie reiste mit ihrem Mann um die Welt, um Millionenspenden für die eigenartige Clinton Foundation aufzutreiben. Dabei handelt es sich angeblich um eine wohltätige Vereinigung, die laut den Clintons wahnsinnig viel gegen Armut und Krankheit in der dritten Welt tut. Ihren Gegnern zufolge dient sie jedoch eher als eine Art Sparschwein der Clinton-Familie, an dem man sich nach Belieben bereichern kann.

Hier streut Sanders erbarmungslos Salz in die Wunde, und eine Weile sah es für ihn deshalb auch ganz gut aus. Doch nach dem Super Tuesday hat Clinton einen erheblichen Vorsprung an Delegierten. Sanders kann zweifellos noch eine Weile mitmachen, aber er muss sich fragen, ob er nur für seine Prinzipien kämpfen oder tatsächlich Präsident werden will.

Sanders kommt besonders bei weißen Wählerinnen und Wählern sehr gut an, aber bei Afroamerikanern, und in einem geringeren Maße auch bei Latinos, ist er bei weitem nicht so beliebt. Warum eigentlich?

DOSSIER



Die Clinton-Regierung war für Afroamerikaner kein Zuckerschlecken. 1994 unterschrieb Präsident Bill Clinton eine Strafrechtsreform, die gerade Afroamerikaner hat traf, mit dem Resultat, dass im Jahr 2000 immerhin 26 mal so viele Schwarze wie Weiße in amerikanischen Gefängnissen saßen, bei etwa gleichen Verbrechensraten in beiden Gruppen. Gleichzeitig stieg die Arbeitslosenrate unter Schwarzen astronomisch an, die von Bill Clinton geförderten Handelsabkommen trafen die niedrigen Einkommensklassen sehr hart. Bernie Sanders war immer dagegen. Dazu ist er immerhin ein Veteran der Bürgerrechtsbewegung. Doch die Clintons sind bei der Black Community seit Jahrzehnten bekannt und beliebt, während Sanders in erster Linie der Kandidat von wohlhabenderen Weißen und College-Studenten ist.

Die Sanders-Aufkleber sieht man daher vor allem auf teuren Elektroautos in Manhattan und Beverly Hills, es sind vor allem diejenigen, die sich um ihr Einkommen keine allzu großen Sorgen machen müssen, die von Sanders revolutionärem Gerede begeistert sind. Sanders verspricht eine politische Revolution, Clinton verspricht einen ermüdenden Straßenkampf. Sanders tritt für ein Gesundheitssystem nach europäischem Vorbild ein, er will Studiengebühren abschaffen und die USA aus internationalen Verstrickungen raushalten.

Man kann durchaus darüber diskutieren, ob das für die USA der richtige Weg sein könnte, aber eines ist klar: In einem so konservativen Land wie Amerika werden seine Ideen zumindest in den nächsten Jahren nicht durchzusetzen sein. Immerhin wird der Kongress voraussichtlich weiterhin in republikanischer Hand bleiben, und es gibt keinen Grund anzunehmen, dass die Republikaner mit Sanders liebevoller umgehen werden, als sie es momentan mit Obama tun.

VORWAHLEN IN DEN USA

Warm-up für die Titanenschlacht

Texte: Emanuel Bergmann

Auch nach dem Spektakel um den so genannten „Super-Tuesday“ bleibt beim Rennen ums Weiße Haus alles offen: Bislang haben weder Republikaner noch Demokraten einen Sieger bei der Kandidatenkür.

Die Hoffnung, der Super Tuesday würde endlich und endgültig Klarheit in den gefühlt endlosen US-Vorwahlkampf bringen, hat sich nur bedingt erfüllt. „Super Tuesday“, so nennt man in Amerika das große Vorwahl-Marathon, bei dem an einem Tag ganze elf Bundesstaaten darüber abstimmen, wer Präsidentschaftskandidat der Demokraten respektive Republikaner werden soll.

In beiden Parteien herrscht noch immer ein gewisses Maß an Unsicherheit, das man auch als Chaos bezeichnen könnte. Immerhin konnten Spitzenreiter Donald Trump und Hillary Clinton überzeugende Siege verbuchen und ihren Griff nach der Macht verfestigen.

Beide konnten sieben der insgesamt elf Wahlstaaten für sich gewinnen. Beide müssen eine bestimmte Anzahl von Wahldelegierten erreichen, um zum Standartenträger ihrer Partei zu werden. Bei den Republikanern sind das 1.237, wovon Trump immerhin schon 315 absahnen konnte, mehr als jeder seiner Herausforderer. Auf Platz zwei liegt Ted Cruz mit 266 Delegierten.

Bei den Demokraten sind 2.382 Delegierte für einen Sieg nötig, und Hillary Clinton liegt laut einer Hochrechnung des Fernsehsenders CNN mit 1.055 Delegierten weit vor Bernie Sanders, der insgesamt nur 408 Delegierte vorweisen kann.

Auf beiden Seiten zeichnen sich also deutliche Trends ab, doch sicher ist noch nichts. Der nächste große Wahltag, der wahrscheinlich alles entscheiden wird, ist am 15. März. Das gilt zumindest für die Republikaner, denn laut deren komplexen Parteiregeln sind die meisten der US-Bundesstaaten, die dann am Zug sind - Florida, Illinois, Missouri und Ohio - so genannte „Winner Takes All“-Staaten, bei denen der Wahlsieger restlos alle Delegierten gewinnt. Die meisten anderen Staaten verteilen die Delegierten proportional an all jene Kandidaten, die mehr als 20 Prozent, in manchen Fällen auch 15 Prozent aller Stimmen bekommen haben.

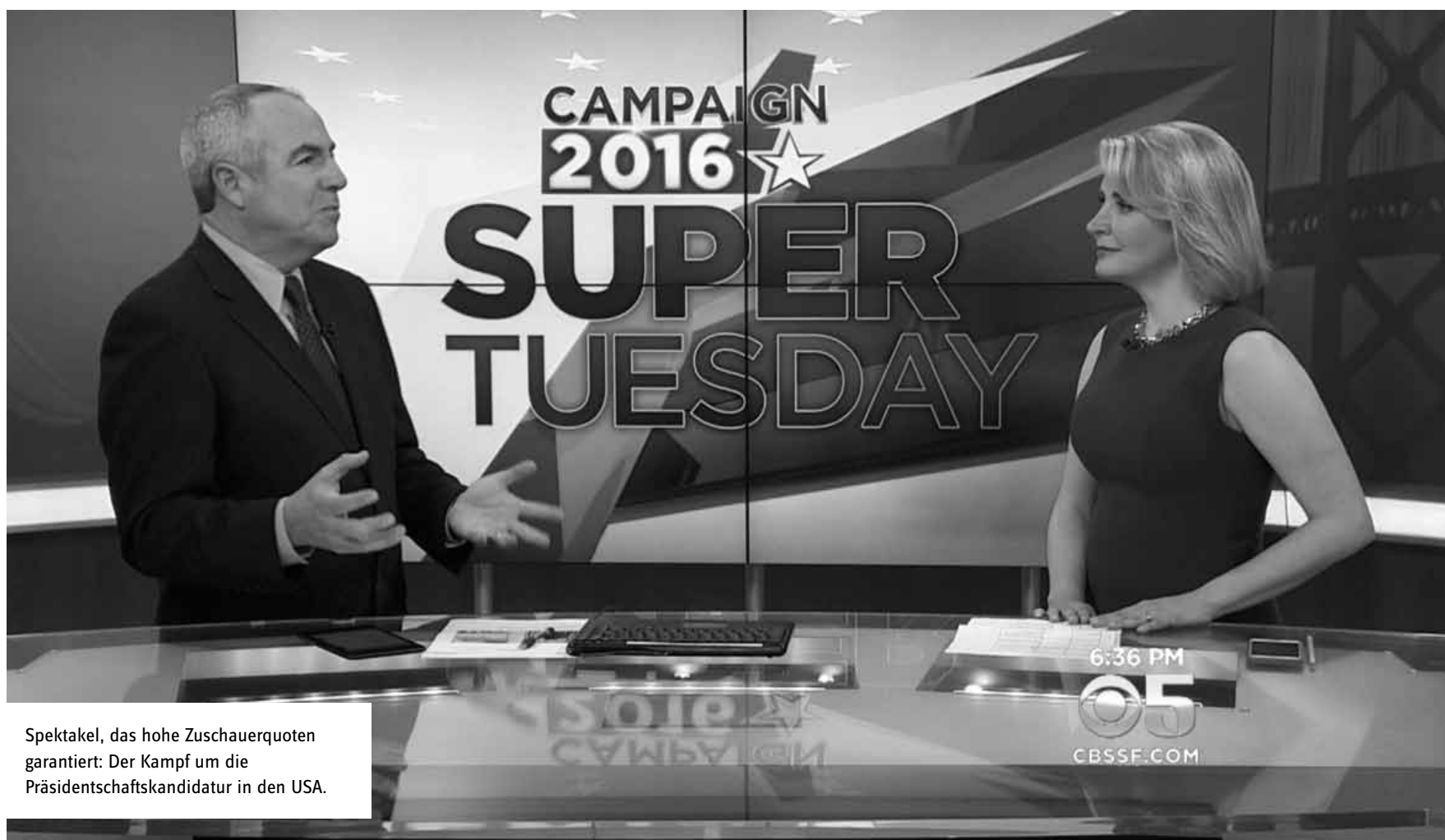
Die Demokraten haben keine „Winner Takes All“-Staaten, stattdessen haben sie die so genannten „Superdelegierten“, die nicht an die Wähler gebunden sind, sondern sich frei zur Kandidatin oder zum Kandidaten ihres Herzens bekennen können. Hier hat Hillary Clinton, die gerade an dieser Front 2008 gegen Barack Obama enorm verloren hat, entscheidende Vorarbeit geleistet und konnte bereits Hunderte dieser Superdelegierten für

sich gewinnen. Diese können allerdings auch jederzeit wieder abspringen, zum Beispiel wenn Clintons Gegenspieler Bernie Sanders sehr viel erfolversprechender erscheinen würde.

Der nächste große Wahltag, der wahrscheinlich alles entscheiden wird, ist am 15. März.

Aber das tut er derzeit nicht. Zwar konnte Sanders erwartungsgemäß seinen Heimatstaat Vermont überzeugend gewinnen, und darüber hinaus am Dienstag auch noch Colorado, Oklahoma und Minnesota für sich verbuchen, aber für einen Sieg reicht das nicht. Es ist allerdings auch keine Niederlage, zumindest noch nicht. Sanders hat gerade genug Wählerstimmen bekommen, um weiterhin als ein legitimer Kandidat gelten zu können. Dazu kommt, dass er bestens finanziert ist, allein im Februar konnte er 42 Millionen Dollar von meist kleinen Spendern auftreiben. Er kann also weitermachen.

Für Hillary Clinton, die große Siegerin vom Dienstag, ist das ein Glücksfall. Denn wenn es keinen Gegenkandidaten wie Bernie San-



Spektakel, das hohe Zuschauerquoten garantiert: Der Kampf um die Präsidentschaftskandidatur in den USA.

ders gäbe, müsste sie ihn erfinden. Allein ihm verdankt sie es, dass sie im Wahlkampf und bei den Debatten merklich besser geworden ist. Dazu kommt, dass Sanders blendend von ihren eigenen Schwächen ablenkt, in erster Linie von ihrem Skandalchen mit den E-Mails: Clinton hat in ihrer Zeit als US-Außenministerin alle geschäftlichen E-Mails auf einem privaten Server empfangen, darunter auch solche, die als „geheim“ eingestuft wurden. Das ist natürlich ein bisschen peinlich, und womöglich auch illegal. Und für ihre republikanischen Gegner ein gefundenes Fressen.

Doch so lange die Öffentlichkeit auf ihr Rennen gegen Sanders schaut, fragt auch niemand nach ihren E-Mails. Sie kann auf Zeit spielen. Auch von den überzeugenden Siegen Donald Trumps profitiert letztlich Clinton. Denn von allen Republikanern ist wahrscheinlich er ihr Traumgegner. Kein anderer erfüllt die demokratischen Wählerherzen mit so viel Angst wie Trump. So etwas mobilisiert die Basis, und genau das gelang Clinton, die als Kandidatin eher hölzern wirkt, bisher noch nicht. Apokalyptische Visionen einer Donald-Trump-Präsidentschaft kommen da wie gerufen, um die Wahlbeteiligung hochzutreiben. Besonders bei Frauen, Latinos und Afroamerikanern, die Trump allesamt

mit Wonne beleidigt. Sollte er also tatsächlich im November für die Republikaner ins Rennen gehen, könnte ihn das teuer zu stehen kommen.

Einflussreiche Demokraten waren allerdings davor, Trump als Witzfigur abzustempeln. Besonders Bill Clinton sieht in dessen krudem Nativismus eine echte Gefahr. Er mag Recht haben. Trump würde bei der allgemeinen Wahl sicher auch so manche Demokraten mit seinem demagogischen Populismus für sich einnehmen.

Der Kampf könnte also hart werden. Und Trumps Weg zur Nominierung sieht momentan recht rosig aus. Dabei sollte es eigentlich unmöglich sein, dass ein Kandidat mit so hohen Negativwerten die Vorwahlen gewinnt. Dass er es trotzdem tut, verdankt er nur einem Umstand: Der Rest der Kandidaten ist zerstritten und noch ist es keinem von ihnen gelungen, ordentlich zu punkten. Die Anti-Trump-Stimme verpufft.

Vor allem der neue Establishment-Liebhaber Marco Rubio, der nach dem unrühmlichen Ausscheiden von Jeb Bush für Hillary Clinton mit Sicherheit einer der gefährlichsten Gegner wäre, kommt nicht so recht vom Fleck. Er konnte von fünfzehn Staaten, die mittlerweile insgesamt abgestimmt haben, nur einen für sich gewinnen, Minnesota. Immerhin reicht das,

um noch eine Weile im Rennen zu bleiben.

Unter anderem argumentiert Rubio, dass die nächste Wahlrunde für ihn besser werden könnte, in Staaten wie Michigan beispielsweise sind die Republikaner noch traditionell gesinnt. Daher sind sie womöglich weniger anfällig für den zweifelhaften Charme des Donald J. Trump. Hier könnte Rubio ordentlich punkten, wäre da nicht John Kasich, der ihm bislang viele Stimmen abgenommen hat, weil er im Grunde dieselben Wählerinnen und Wähler wie Rubio anspricht. So bekam Kasich am Dienstag im US-Bundesstaat Virginia beispielsweise 9,4 Prozent der Stimmen, und Trump schlug Rubio mit einer Marge von nur 2,8 Prozent. Ohne Kasich hätte Rubio also Trump geschlagen.

Kasich hat zwar kaum mehr eine Chance auf einen Sieg, aber er muss die nächsten zwei Wochen noch durchhalten, denn seine Hoffnung ruht nicht zufällig auf Ohio und den 66 Delegierten, die damit einhergehen. Er ist dort seit 2011 Gouverneur und hat den Staat fast zwanzig Jahre im Kongress vertreten. Es müsste für ihn also ein Heimspiel sein.

Rubio wiederum müsste eigentlich seinen Heimatstaat Florida gewinnen, doch Trump liegt hier in den Umfragen vorne. Immerhin hat am

Mittwoch der politikunfähige Neurochirurg Ben Carson angekündigt, de facto aus dem Rennen auszusteigen - er will nicht an der nächsten Kandidatendebatte teilnehmen, was für ihn vermutlich das Ende ist. Für die anderen Bewerber ist die Debatte eine weitere Chance, sich zu profilieren und die Wählerherzen für sich einzunehmen.

Besonders Ted Cruz aus Texas gibt sich kämpferisch, er hat am Dienstag nebst seinem Heimatstaat auch noch Arkansas und Oklahoma gewonnen. Ein wichtiger symbolischer Sieg, der es ihm ermöglicht, im Rennen zu bleiben. Doch auch für ihn ist der Weg zum Weißen Haus zunehmend schwierig auszumachen, denn in der nächsten Wahlrunde stimmen Staaten ab, deren Wählerinnen und Wähler nicht ganz so erzkonservativ geprägt sind wie Cruz.

Es bleibt also weiterhin spannend. Hillary Clinton hofft, am 8. März Michigan zu gewinnen, danach geht es für sie um Florida, Ohio, Illinois, North Carolina und Missouri. Auch für sie gibt es bald in eine neue Debatte mit Sanders, und so beginnt eine neue Phase des gefühlt endlosen Wahlkampfs. Und danach? Ab Sommer beginnt womöglich die Schlacht der Titanen: Clinton gegen Trump.

DOSSIER

DER AUSSICHTSREICHSTE REPUBLIKANISCHE KANDIDAT

Skrupellos im Dienst der Nation

Nicht erst bei den Vorwahlen zur US-Präsidentschaft kämpft Donald Trump mit allen Mitteln. Wer ist dieser Mann und von wem wird er gewählt?

Der Milliardär Donald Trump hat im Wahlkampf bislang gegen alle politischen Regeln der Kunst verstoßen und liegt trotzdem vorne. Wie ist das möglich? In der Geschichte der USA hat bisher noch nie ein republikanischer Kandidat, der von den Parteialteren so offen angefeindet wurde, die Nominierung gewonnen. Und doch scheint er zu gewinnen.

Wer ist dieser Mann? Donald Trump, der den Amerikanern bis dato in erster Linie durch Klatschblätter und seine Reality-TV-Serie bekannt war, kam am 15. Juni 1946 als viertes von fünf Kindern des Grundstücksmaklers Frederick Trump Jr. in New York zur Welt. Er wurde in eine reiche Familie geboren, und bis heute ist nicht eindeutig geklärt, ob er tatsächlich der brillante Unternehmer ist, als der er sich ausgibt, oder ob er einfach mit seinem Erbe gezockt hat und dabei hin und wieder auch mal gewann. Journalisten, die nachweisen wollen, dass er weitaus weniger Geld hat als die von ihm behaupteten fünf bis sechs Milliarden Dollar, werden stets erfolglos verklagt, und Trump hat bereits angekündigt, dass er, sollte er Präsident werden, das Presserecht erheblich aushöhlen will.

Abgesehen davon präsentiert er keine politischen Ideen, sieht man von Vorschlägen wie einem Mauerbau an der Südgrenze nach Mexiko und einem Einreisverbot für alle Muslime ab. Er ist ein Choleriker, der bei jeder Kleinigkeit die Fassung verliert. Er beleidigt Politiker, Kollegen, Kriegsveteranen, Schwarze, Latinos, Frauen und Behinderte, bei seinen Wahlkampfveranstaltungen schwadroniert er anderthalb Stunden lang zusammenhangslos vor sich her. Er ist mehr oder minder offen rassistisch und wird vom Ku Klux Klan bejubelt. Die renommierte jüdische Wochenzeitung „Jewish Journal“ berichtete, dass Trump auch bei anderen rechts-



FOTO: GAGE SKIDMORE / FLICKR

Lang wurde er von den Republikanern gar nicht ernst genommen, nun verwandelt Donald Trump die Partei gegen den Willen des Establishments mehr und mehr in seine eigene: populistische Sprüche und Hetze gegen Minderheiten helfen ihm dabei.

extremen Randgruppen, teilweise auch solchen mit terroristischen Verbindungen, enorm beliebt ist – sie machen für ihn Wahlkampf.

Trump hat bereits angekündigt, dass er im Falle seiner Präsidentschaft das Presserecht aushöhlen will.

Doch Trump hatte schon immer mit anrühenden Organisationen zu tun. Ihm wird unter anderem vorgeworfen, Verbindungen zur Mafia gehabt zu haben und seinen Einfluss in der New Yorker Politik benutzt zu haben, um einen mit ihm befreundeten Kokaindealer aus dem Knast rauszuhalten. Dennoch lieben ihn seine zahllosen Fans. Dabei ist sein Appeal im Grunde leicht zu erklären. Trump ist nicht nur ein schillernder Narzisst, sondern auch eine autoritäre Persönlichkeit nach klassischem Bild, im Grunde nicht viel

anders als Orban, Erdogan oder Putin. Er verkauft sich als ein skrupelloser Geschäftsmann, der seine Skrupellosigkeit nun in den Dienst der Nation stellen will.

Der Politikwissenschaftler Matthew MacWilliams hat 358 Wählerinnen und Wähler befragt und festgestellt, dass der Rückhalt für Trump in fast jeder Bevölkerungsgruppe zu finden ist, weitgehend unabhängig von Alter, Geschlecht, Ideologie und Einkommens- oder Bildungsniveau. Bei Trump-Wählern stehen Konformität, eine sichere Ordnung, feste soziale Normen und Furcht vor Außenseitern weit oben. Sie wünschen sich eine aggressive Staatsführung und eine aggressive Gesetzgebung bei der Durchsetzung der gewünschten Werte. Sie sind von der Angst vor Veränderungen motiviert, und so tut Trump gut daran, im Wahlkampf an den wirtschaftlichen und politischen Ängsten der Amerikanerinnen und Amerikaner zu rütteln.

Bislang konnte Donald Trump auf diese Weise fantastische Resultate einfahren, doch es gilt zu

beachten, dass es auch sehr viele Wählerinnen und Wähler gibt, die ein völlig gegenteiliges Wertesystem haben und daher einen Kandidaten wie ihn niemals unterstützen würden. Hinzu kommt, dass ein Grund für seine bisherigen Wahlerfolge die Zahmheit seiner republikanischen Konkurrenten ist. Bisher wurde er von ihnen fast nie vehement angegriffen.

Das wäre im November anders, wenn es in den tatsächlichen Präsidentschaftswahlkampf geht. Hillary Clintons Team plant bereits jetzt einen brutalen Frontalangriff durch massenweise Werbespots, der wohl auch durch die Arbeit der Presse unterstützt werden wird. Sollte der vermeintlich starke Mann als ein Schwächling enttarnt werden, könnte womöglich sein ganzes Fundament ins Wanken geraten.